In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 268. Posen, den 21. November 1928. 2. Jahrg.

Heimkehr.

Roman von **Gertrud Weymar-Hey.**

(Schluß). (Nachdruck verboten.)

Stefan dachte an den Weinkrampf gestern abend, an die Warnung der Hebamme — und bejahte.

„Dann — nee, nee — dann — soll se — ni kommen."

Es war heraus. Das Opfer war gebracht. Stefan, der Marie mit derselben Inbrunst liebte, konnte ermessen, was es Paul Vogt gekostet hatte. Er streichelte dankbar, brüderlich das heiße Gesicht. „Ich dank' dir, Paul," sagte er erschüttert, „Marie soll erfahren, wie tapfer du bist."

Hatte er ihn doch verstanden? Die Augen blickten plötzlich so fremd. Aber die Hände, die fieberheißen Hände, machten sich von der Decke frei und tasteten nach seiner Hand und umklammerten sie voll Angst. „Tu' mich ni — verlassen, — Kamerad!"

Glaubte er, wieder im Felde zu sein, wo er schon einmal Todesangst durchgemacht hatte, als er schwer verwundet lag, und keiner konnte ihm helfen?

Stefan blieb bei ihm und tat ihm die wenigen Liebesdienste, die noch nötig waren, in seiner ruhigen, behutsamen Art, — sanfter und besser, als sie ihm die harten, rücksichtslosen Hände der Schwester zu tun vermocht hätten. — Es dauerte nicht mehr lange. Als alles überstanden war, drückte er ihm auch die Augen zu. —

Er war so ganz mit dem Sterbenden beschäftigt gewesen, daß er sich um Wanda Linke kaum gekümmert hatte. Jetzt erstaunte er fast über den jähen Ausbruch ihres Schmerzes. Er sprach ihr tröstend zu und legte ihr die Hand auf die Schulter. Sie hielt ganz still und fühlte mitten im Weinen, wie ein Strom des Glücks ihren zitternden Körper durchrann.

Dann schwirrten Schlittenschellen vor dem offenen Fenster. Der Arzt kam, der nur noch den Tod bescheinigen konnte. —

Als Stefan aus dem Hause getreten war, seine Skier angeschnallt hatte und sich nun wieder aufrichtete, blendeten ihn die weiten, weißen Flächen, die in der Sonne glitzerten. Er verdeckte ein paar Sekunden die brennenden Augen. — Nun mußte er Marie die traurige Botschaft bringen. —

Dann glitt er rüstig voran. Nach einer Weile wandte er sich noch einmal um. Die Berggeistbaude stand wie ein hübsches Spielzeug vor der hohen, dickverschneiten Mauer des Tannenwaldes. Zarter, bläulicher Rauch stieg wie ein warmer Hauch aus dem Schornstein, und die Fenster funkelten lustig in der Sonne. Alles genau, wie vorhin! Nichts war davon zu merken, daß der Tod inzwischen seinen Einzug in dieses Haus gehalten hatte, — der Tod, vor dem die Menschen beben, der dem einzelnen wie der Untergang der ganzen Welt erscheint, und der doch wohl letzten Endes nichts anderes ist als ein dunkler, ernster Ton im ewigen Liede des Lebens. —

Aus dem Mohhäusel schallte klingendes Lachen. In der Küche stand ein Fenster offen. Dordel freute sich auf ihre laute und lustige Art ihres jungen Daseins, und Marie, von ihr angesteckt, lachte mit. Als Stefan das hörte, schnallte er die Schneeschuhe nicht erst ab. Zunächst mußte er so rasch, wie möglich, das Kind heimschaffen; das paßte nicht zu dem, was er Marie zu erzählen hatte. Er klopfte an den Fensterrahmen, und Dordel durfte zu ihrer hellen Freude gleich hier auf ihr „Happapferdel" steigen. Hui, das ging aber „fei—in"! „No amal, Onkel!" Aber der ließ sich heute auf gar nichts ein. Er lieferte die zappelnde Reiterin bei ihren Eltern ab und strebte sofort wieder zum Mohhäusel hinauf.

Marie hatte, wie jeden Sonntag, den Eßtisch in der Stube gedeckt, die durch den Adventskranz schon ganz weihnachtlich anmutete. Kräftiger Speisenduft durchzog die schnee- und sonnenhellen Räume. — Es war wohl besser, wenn er Marie erst essen ließ.

Sie setzten sich an den Tisch, aber Marie legte bald den Löffel aus der Hand. „Was hast du, Stefan? Ist dir nicht wohl?"

„Doch, Mirzl. Ich hab' nur vorhin 'was Trauriges mitangesehen, und da ist mir der Appetit vergangen. Ich erzähl' dir's nachher."

Sie kannte ihn. Drängen durfte man ihn nicht, wenn ihn innerlich etwas beschäftigte; er erzählte dann schon von selbst. Darum strich sie nur leise über seine Hand und versuchte ihn aufzuheitern, indem sie Späße von der Dordel erzählte. Er lächelte zerstreut. Aber das war ja überhaupt kein Lächeln; er verzog nur mühsam den Mund. Ihr wurde angst. „Stefan, ich bring' keinen Bissen hinunter. Erzähl' erst! — Mir war auch so bange, ehe die Dordel kam, — so seltsam. — Um Gotteswillen, ist etwas mit Paul?"

Er legte den Arm um sie. „Ja, Mirzl. Und nun mußt du ganz tapfer und verständig sein und darfst dich nicht aufregen, — mußt an dein Kindl denken, gelt, daß das keinen Schaden nimmt!" Und dann erzählte er ihr kurz und schlicht, was er erlebt, — auch das Paul seine letzte Sehnsucht geopfert hatte — für sie und das Kind. „Und schau, Mirzl, damit hat er alles wieder gutgemacht!"

Sie weinte an seiner Brust. Aber es war nicht der gefährliche Krampf von gestern abend. Der Etwas Versöhnliches lag in diesem Schmerz. Der Arme, der soviel gelitten hatte, war nun im Frieden. —

Sie kamen von der Beerdigung, Stefan und Marie. Sie hatte es sich nicht nehmen lassen, Paul das letzte Geleit zu geben, obgleich sie im voraus gewußt hatte, daß es ein Spießrutenlaufen werden würde. Es war wohl so gekommen, aber sie hatte es dann doch kaum empfunden, denn ihre Gedanken waren nur bei dem gewesen, den sie da zur Ruhe brachten. Vielleicht war auch die Feindschaft der Leute geringer geworden. Durch Wanda Linke hatte es sich herumgesprochen, daß Paul gewissermaßen in Stefans Kaisers Armen gestorben war. Man stand einem Rätsel gegenüber und wurde unsicher. Der Charakter einer Landschaft prägt ja auch die Menschen. Es lebt darum ein großzügiger und bei aller Herbheit gutmütiger Menschenschlag dort im Gebirge. Wenn sich die beiden Gegner noch ausgesöhnt hatten, warum sollte man da noch weiter grollen? Schließlich hatten der Kaiser und die Marie doch eigentlich keinem etwas Böses getan! —

Carl Hirt, der väterliche Freund, begleitete Stefan und Marie noch ein Stück den Berg hinauf. Marie war still und in sich gekehrt. Die beiden Männer sprachen von allerlei. Es war, wie man hierzulande sagte „eine schöne Leiche" gewesen. Ein langer, langer Zug und viele, viele Blumen. Wanda Linke wurde im Tode noch ganz stolz auf ihren armen Bruder. Da konnte man doch erst richtig sehen, wer der eigentlich gewesen war, „wo er nun und wurde noch so geehrt". Manchmal hatte sie in der Zwischenzeit gedacht, es wäre besser gewesen, wenn er damals im Felde an seiner Verwundung gestorben und nicht noch zurückgekommen wäre. Heute nahm sie alles zurück. Sie gönnte dem armen Paule die feine Beerdigung. Der Herr Pastor hatte es auch sehr schön gemacht. „Nun ist er erst wirklich heimgekehrt," hatte er gesagt. Um diese Worte kreisten Stefans und Carl Hirts Gedanken.

„Heimkehr," sagte der Aeltere, „wie schön wie tröstlich das klingt! Man sollte das Wort Tod, mit dem so viele grausame Vorstellungen verknüpft sind, ganz ausmerzen und nur noch Heimkehr dafür sagen. — Glaub' mir, Stefan, man wird im Laufe eines langen Lebens manchmal so müde, daß man sich nach jener Heimkehr sehnt!"

Der Jüngere nickte. Aber seine Sehnsucht zog ihn noch zum Leben. Er war ja auch nicht einsam, wie Carl Hirt. Er ging neben der seligsten Hoffnung. Seine Hand legte sich auf die Schulter des väterlichen Freundes; es war nur eine kurze, leichte Berührung, aber sie sagte dem anderen: Du bist nötig auf der Welt. Was hätt' ich in dieser schweren Zeit getan, wenn du Guter nicht gewesen wärst! —

Als sie aus dem Walde traten, erklärte Carl Hirt: „Nun will ich umkehren." Und sie schüttelten sich herzlich die Hände.

Stefan und Marie stiegen allein weiter empor. Dämmerung wob schon in der Luft. Bleich schimmerte der Kamm herüber, und die vertraute Landschaft breitete sich farblos und kalt vor ihnen aus.

Marie hielt auf halbem Wege mutlos den Schritt an und wandte sich um. Sie dachte an das Grab da unten, und ihre Hand glitt aus Stefans Arm. Plötzlich war alles versunken und vergessen, — der Mann da neben ihr, das keimende Leben in ihrem Schoß. Nur die Vergangenheit war lebendig und umhüllt sie mit dunklen Schleiern. Für Sekunden gehörte sie ganz dem, der da unten im Grabe lag. Wie oft war er froh und freudig diesen schmalen Weg vom Walde heraufgekommen! Nie wurde er ihn mehr gehen. Sie fröstelte. Ob er sie nachholte? Hieß es nicht im Volksmunde, daß eine Frau in ihren Verhältnissen immer mit einem Fuß im Grabe stände?

Stefan ließ ihr Zeit. Es war so begreiflich, daß sie jetzt an Paul dachte; das mußte er dem Aermsten schon gönnen. Aber er durfte sie nicht allzu tief in Schwermut versinken lassen. Schließlich griff er nach ihrer Hand. Seine lebensvolle Wärme ging wohltuend und erlösend auf sie über. „Komm', Mirzl!" bat er.

Seite an Seite stiegen sie nun weiter empor. Mit jedem Schritt wurde es Marie froher und zuversichtlicher zumute. Weihnachtsahnung glitt wie ein warmer, goldener Hauch durch die weiße Welt. Und über dem Moßhäusel strahlte friedvoll ein heller Stern. —

Tränen.

Novelle von Ruth Romberg.

Der großen Nivellierungswelle, die uns von drüben jenseits des Ozeans kommend, überflutet, Gebrauchsgegenstände normierend, Menschen zu Schablonen stempelnd, hatte er von jeher mit erfreulicher Standhaftigkeit getrotzt. Schon als Kind war er ein Querkopf gewesen. Seine Mitstudenten auf der Universität hatten ihn „das blödsinnige Kaninchen" getauft. Und was ihm heute den Kopf warmm achte, entsprang auch nur allein seiner schwierigen, abseits der Norm liegenden Veranlagung.

Warum konnte er nicht einfach zu der kleinen Hexe da unten im ersten Stock sagen: „Werde meine Frau, Dodo!"

Sie war doch ein famoser Kerl. Bildhübsch, klug, liebenswürdig, bienenfleißig und nett, — zum wahnsinnig werden lieb und nett. Er war auch bis über die Ohren verliebt und hatte in seiner ausgedehnten Junggesellenzeit die Großstadtblüten aller Arten genügend kennengelernt, um nicht ganz genau zu wissen, wie hoch Dodos reelle Eigenschaften für einen Mann zu bewerten seien.

Er glaubte auch Beweise zu haben, daß er ihr nicht ganz gleichgültig war. Jeder der Kollegen in seiner Lage wäre längst verlobt gewesen. Aber er, Dr. med. Burchhardt Gesevius, trug noch Bedenken. Bedenken, die ganz gewiß keinem anderen Mann in den Sinn gekommen wären.

Das gerade, was alle anderen an Dodo besonders anziehend fanden, ihre unverwüstlich frohe Laune, ihr quellklares Lachen, das gab ihm, dem schwerblütigen Grübler, diesem Eigenbrödler und Schwierigkeitskommissar, zu denken. — Gewiß war Heiterkeit eine sehr schöne Eigenschaft und würde das frohe Temperament einer jungen Frau seiner ernsten Veranlagung ein wohltuendes Gegengewicht sein. Aber zu viel davon, immer Lachen, immer Sonnenschein! — Würde ihm das nicht auf die Nerven gehen? Gerade im Wechsel zwischen Gutwetter und Regenstimmung bestand doch der Reiz. — Ob sie wohl auch ernst sein, ob sie überhaupt weinen konnte? — Wenn er sich vorstellte, er käme mit einem schweren Fall beschäftigt, in tiefen Gedanken nach Haus und begegnete statt einer verständnisvoll teilnehmenden, einer singenden, lachenden Frau. — Nein — das würde er nicht ertragen! — —

Heute nachmittag hatte er darüber eine Auseinandersetzung mit seiner Mutter gehabt. Sie hatte vorsichtig sondiert, wie er denn jetzt mit Dodo stände. Und da hatte er sichs von der Seele gesprochen und ihr seine Bedenken anvertraut.

„Glaubst du, daß sie überhaupt weinen kann?" war der Schluß seiner Beichte gewesen.

Die Geheimrätin, eine Frau, der das Herz auf dem rechten Fleck saß, und die es trefflich verstand, die oft recht abwegigen Ideen ihres klugen Sohnes richtig zu biegen, hatte ihm da allerdings hart und lieblos in lapidarischer Kürze ein bekanntes zweisilbiges Wort an den Kopf geworfen, nämlich: „Du Schafskopf!"

Und am Arm geschüttelt hatte sie ihn dabei, daß er bis an das Bücherregal geflogen. Aber als er dann die schmerzende Stelle gerieben, hatte sie liebevoll ihre Hand auf die rauh behandelte gelegt und ihm ernst in die Augen gesehen.

„Lieber Junge," hatte sie gesagt und auf die Reihen von Bücherrücken neben ihnen gewiesen, „was seid Ihr Gelehrten doch für seltsame Menschen! — Da stehen deine Leuchten der Wissenschaft schön aufgereiht und von dir von A bis Z durchgeackert, und dein Hirn ist vollgepfropft mit psychologischen Erkenntnissen, Psychoanalyse und wie all der Kram heißt, und hat dir doch nicht dazu verhelfen können, das wirkliche, blühende Leben richtig zu erfassen. — Mir scheint, du siehst den Wald vor Bäumen nicht. Hast du in Dodos lachenden Augen wirklich noch nicht das goldene Gemüt erkannt? — Habe nur keine Angst, daß sie als deine Frau zu viel lachen wird, sorge du lieber dafür, d a ß sie noch lacht!" —

Sehr eindringlich hatte sie gesprochen, die Frau Mutter.

Und jetzt war sie fort. Und Burchardt saß bei der grünen Studierlampe am Schreibtisch, den Kopf in die Hand gestützt. Seine Rechte zog mit dem bronzenen Papiermesser mechanisch immer wieder denselben Halbkreis auf dem Löschpapier der Schreibunterlage.

Vielleicht hatte sie recht. Hoffentlich sogar hatte sie recht. Sie war ja eine gute Menschenkennerin. — Es konnte wohl sein, daß Dodo oft ernster zumute war, als sie zeigte, daß sie sich manchmal zum Lächeln zwang, um ihren hypochondrischen, alten Vater aufzuheitern. Hin und her war es ihm selbst schon so vorgekommen, als wäre ihr Frohsinn nicht ganz echt. — Und wenn er ehrlich war, hatte er sich denn seinerseits Mühe gegeben, tiefer in sie einzudringen, ernstere Probleme anzuschlagen? — Vorläufig hatte er es doch bei dem spielerischen Gesellschaftston bewenden lassen.

Das sollte jetzt aber nachgeholt werden. Gleich morgen. Dodo war morgen im Schauspielhaus. Er würde sich auch eine Karte besorgen und sie hinbegleiten. Und nachher bei einem Glase Wein bot sich die beste Gelegenheit, sie näher kennen zu lernen.

*

Dodo Lente hantierte geschäftig in der kleinen Küche umher. Heute morgen ging ihr alles quer. Sie war schon in aller Herrgottsfrühe aufgewesen, um das große Ereignis nicht zu verpassen. Gestern hatte man den ganzen Vormittag vergebens gewartet. Heute bei dem herrlichen, klaren Wetter kam er sicher. Gut, daß man in einer Villa mit flachem Dach wohnte. Von dem aus mußte man das grandiose Schauspiel vorzüglich beobachten können. Sie war wie der Wind aus den Federn gewesen, als sie morgens durch die Vorhänge die Sonne gesehen.

Aber als sie dann aus dem Bad gekommen und sich schnell straßenfertig machen wollte, da hatte sie zum Papa gemußt. Ausgerechnet heute plagten ihn wieder seine Nervenschmerzen. Und

so war sie eiligst in den Pyjama geschlupft und hatte eine Viertelstunde lang, ihre Ungeduld kaum bemeistern könnend, den kranken Arm sanft gestrichen.

Und wie hypochondrische, alte Herren so sind, ihrer flatternden Aufregung war er mit einem Phlegma begegnet, das sie rasend gemacht.

„Nur ruhig Blut, es käme alles noch zur Zeit!"

Nun war der Arm aber glücklich fertig. Brille und Zeitungen auf das Tischchen neben den Rollstuhl verstaut. Nur das Frühstück mußte noch gerichtet werden.

In Dodo vibrierte heut alles. Das war nicht allein die freudige Erregung auf die Ankunft des „Grafen Zeppelin". — Es lag schon während der ganzen letzten Tage eine so merkwürdige Spannung in der Luft. — — Ob der sonderbare Heilige vom zweiten Stock wohl auch auf dem Dach erscheinen würde? — Wer weiß! — Der machte ja alles anders wie gewöhnliche Sterbliche. — Und doch, oder vielleicht gerade deshalb ein sehr anziehender Mann. — Verflixt klug! — Nur, man wußte nie so recht, wie man mit ihm dran war. Er liebte es, eine feine Lauge von Sarkasmus über seine Aussprüche auszugießen, so fein, daß man nie ganz im Klaren war, ob er ironisierte oder im Ernst sprach. Sie hatte schließlich den Modus am geeignetsten gefunden, ihre Unsicherheit ihm gegenüber hinter einem liebenswürdigen Humor zu verstecken. So kam sie am besten mit ihm aus. —

Dodo preßte eilig die Butter in das Glasdöschen und warf einen Blick nach der Küchenuhr.

Mit dem jungen Ehepaar drüben auf der Etage hatte sie verabredet, daß sie an die Wohnungstür klopfen sollten, sobald der Zeppelin von Nauen gemeldet war.

Gerade goß sie Papas Kaffee in die braune Bunzlauer Kanne, als das verabredete Klopfzeichen ertönte.

Mit dem Tablett in des alten Herrn Zimmer stürzen, im Flur den Pelzmantel überwerfen, das schon bereitgestellte Fernglas ergreifen, war das Ding eines Augenblicks. In der Tür bemerkte sie, daß sie das Taschentuch vergessen. Schnell ein Griff an das Hakenbrett in der Küche! Da hing ein unbenütztes, blau gerändertes Tellertuch. Man mußte doch was zum Winken haben, ganz gleich was. Und Dodo stürzte dem jungen Paar nach auf den Boden, an Lattenverschlägen und Kistenkammern vorbei, die enge Stiege hinauf aufs Dach. —

Gott sei Dank! — sie kam noch nicht zu spät.

Ein blitzschneller Blick über den strahlenden, blauen Himmel überzeugte sie davon, daß noch nichts zu sehen. Es blieb ihr gerade noch Zeit, das Glas richtig einzustellen. Und dann suchte sie sich einen leeren Platz in der Mitte des Daches. Die linke Hand mußte den Pelz zusammenhalten, denn, o weh! die Schließe fehlte! Die Rechte regierte das Augenglas.

Jetzt ging eine Bewegung durch die verschiedenen auf dem Dach befindlichen Zuschauergruppen. Sie konnte zuerst nur die vielen Flugzeuge sehen, die ihm entgegenflogen.

Doch jetzt! — das mußte er sein! — Ein schmaler, winziger Streifen, fern, fern am Horizont!

Dodos Herz begann zu klopfen.

Ein leises Propellersurren!

Er kommt näher, wird größer und größer. — Jetzt kann sie schon ganz deutlich seine Gestalt erkennen. In königlicher Majestät schwebt er auf das Häusermeer zu. Im tiefen Himmelsblau glänzt, strahlend in der Sonne, sein silberner Leib.

Und jetzt beginnen die Glocken der Riesenstadt zu läuten. Die Fabriksirenen singen. — Welch ein Anblick! —

Dodo muß tief aufatmen.

Was ist es doch nur, das sie wie ein Zittern durchbebt? — Noch nie in ihrem Leben hat sie ein so gewaltig erhabenes Gefühl erschüttert, nicht damals, als sie zum erstenmal das Meer gesehen, und nicht, als sie Beethovens Neunte zuerst gehört.

Es ist ein Augenblick Weltgeschichte, den sie jetzt erlebt. Ihr Deutschland, ihr heißgeliebtes Deutschland! — Ein Triumph ohnegleichen! Eine Seligkeit, daß ein deutscher Mann das zuwege gebracht!

Das stolze Schiff zieht seine Schleifen über dem Häusermeer, es nähert sich auch ihrer Gegend. Die Menschen um sie herum ergreift ein Freudenrausch. Ein Jubeln hebt an, ein Hurraschreien, Tücherwinken. Nicht endenwollende Begeisterung umbrandet sie.

Dodo merkt nicht, daß über ihre Wangen in den Pelzkragen aus Sling helle Tränen strömen. Sie winkt mit dem blaugeränderten Küchentuch. Der linde Herbstwind plaudert in ihren Haaren, daß sie wie ein Heiligenschein um den Kopf wehen. Die linke Hand hat längst vergessen, den Pelz zusammenzuhalten. Er hängt nur noch lose über ihren Schultern. Und die schlanke, knabenhafte Gestalt in dem zyklamenfarbenen Pyjama zeigt sich unverhüllt den Anwesenden, der Sonne und dem Aether.

Sie merkt es auch nicht, daß fünf Schritte von ihr entfernt Dr. med. Burchardt Gesevius steht, und nicht wie alle anderen nach dem Himmel hinaufsieht, sondern nur sie wie verzaubert anstarrt.

Ist es möglich? — Dodo Lente weint? — Weint heiße Tränen! — Und nicht, weil sie Kummer hat, weil ihr etwas fehlgeschlagen. Nein, aus Freude, aus Stolz, aus heißem, vaterlandsliebenden Herzen! — Aus diesem geliebten, warmen Mädchenherzen, an dem er, dieser Narr, dieser blinde Tor, sich nicht entblödet hatte, zu zweifeln! — Konnte das je wieder gutgemacht werden? —

— — Ruhig, sicher, unbeirrbar schwebt der „Graf Zeppelin" durch das Blau, umschwirrt von einer Menge von Flugzeugen, den Vasallen, die dem Könige huldigen. Und dann nimmt er den Kurs nach Süden, und langsam, langsam wird er kleiner und kleiner.

Das große Erlebnis ist vorüber. All die erregten, berauschten Menschen müssen sich ihrem gewohnten Tagewerk zuwenden. Der Alltag will wieder zu seinem Recht kommen. — — —

— — Als Dodo mit eiligen Schritten der Dachöffnung zustrebte, stand ihr plötzlich Burchardt gegenüber.

„Fräulein Lente!" —

Aber Dodo hatte es eilig, herunterzukommen. Wozu brauchte der es zu wissen, daß sie geweint? Ein hastiges Winken, und sie verbarg das Gesicht tief in den Sling und tauchte die Treppe hinunter. Sie mußte schnell zum Papa, der unten ganz allein geblieben.

Aber Burchardt ließ sich nicht beirren. Auf dem Boden zwischen einer Flügelkiste und einer alten Wäschemangel holte er sie ein.

„Dodo, ich muß Sie sprechen. Kann ich Sie heute abend ins Schauspielhaus begleiten?"

„Ja," nickte der kleine, vom Winde zerzauste Blondkopf, und war schon wieder auf der nächsten Treppe. — —

„Heut abend!" jubelte Burchardt.

Er mußte ja jetzt auch zu seinen Patienten. Eine halbe Stunde kam er schon zu spät in die Sprechstunde.

Nichtsdestoweniger stürzt er noch mal in das Wohnzimmer. Dort tritt eben seine Mutter, die das Schauspiel vom Balkon aus mitangesehen, in das Zimmer zurück.

Da, sie weiß nicht, wie ihr geschieht! — Ihr bedächtiger Sohn fliegt auf sie zu, nimmt sie in die Arme, wirbelt sie dreimal um sich selbst herum, daß ihr Hören und Sehen vergeht, und raunt ihr ins Ohr:

„Mutter, sie weint! — Dodo weint! — Heute noch frag' ich sie!"

Des einen Tod ist des anderen Brot.

An der französischen Küste, unweit der Stadt La Rochelle, liegt ein schöner, großer Garten. Eine Sehenswürdigkeit beherbergt er, von uralten Bäumen beschattet, die letzte Ruhestätte eines müden, rastlosen Wanderers. Pierre Loti steht auf der Grabtafel, der Name eines der tiefsten und verehrungswürdigsten Dichter Frankreichs. Kein Wunder, daß dieser stille Hain längst schon zum Wallfahrtsort der vielen geworden ist, die dem Schöpfer der „Islandfischer" ihren letzten Gruß darbringen wollen. Aber der Tod ist die letzte Sensation. Kein Lebender darf die verklärte Ruhe eines, der auch Mensch gewesen, stören. Daher protestierten die Angehörigen des toten Dichters gegen diese Entweihung mit dem Erfolge, daß der Eintritt in den stillen Garten untersagt wurde. Lotis Nachbar, der Besitzer eines großen Gartens, kam auf einen glänzenden Einfall. Auch aus dem Tode kann man ja Profit ziehen, so man das Talent hat. Er stellte an der Mauer, welche die beiden Gärten trennt, eine hohe Leiter auf, und von oben hatte der Besucher einen herrlichen Blick über den Besitz der Lotis mit des Dichters Grabe unter lauschigem Grün. Das Geschäft ging vorzüglich. In Scharen kamen die Sensationslüsternen herbeigestürmt, und ein jeder von ihnen mußte dem glücklichen Unternehmer 25 Centimes entrichten. So war jedem geholfen. Nun aber haben die Verwandten des Dichters doch energische Maßnahmen gegen dieses pietätlose Treiben getroffen. Sie haben unlängst gegen den Gartenbesitzer eine Klage eingereicht, damit endlich dieser Profanierung eines Toten Einhalt geboten wird

---

Zum Arbeiten zu dick.

Ein höchst interessanter Fall beschäftigt augenblicklich die Arbeitsämter Londons. Selbst das Arbeitsministerium hat in diesem Fall eingreifen müssen, der so interessant ist, daß er weitestgehende Veröffentlichung verdient. Es handelt sich hier um einen Bergarbeiter, der Unterstützung verlangte. Nun ist das an und für sich, so traurig auch ein solcher Fall sein mag, nichts Merkwürdiges. Arbeitslos kann jeder werden. Dieser Bergmann aber hätte überall Bergmannsarbeit bekommen können. Und doch glaubte er Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung zu haben. Denn er konnte einfach nicht arbeiten. Er war zu dick geworden.

Er gibt an, daß er infolge der erzwungenen Untätigkeit während es großen Bergarbeiterstreiks im Jahre 1926 zu dick und schwer geworden sei, um noch in die Grube hinabzusteigen und dort zu arbeiten. Seine Forderung erregte natürlich einiges Aufsehen und ging durch verschiedene Instanzen, bis sie endlich vor das englische Arbeitsministerium kam. Die Untersuchung ergab, daß der Mann sich geweigert hatte, die Grubenarbeit aufzunehmen, als der Streik beendet war. In dieser Zeit also war er zu dick geworden. Andere Arbeit bekam er nicht, und so stellte er den Antrag auf Unterstützung. Gewiß einer der merkwürdigsten Begründungen, die jemals in der Erwerbslosenfürsorge angegeben wurden: Zu dick!

Die unteren Instanzen weigerten sich natürlich, die Forderung des Dicken anzuerkennen, das Arbeitsministerium indessen hatte Mitleid mit dem arbeitsunfähigen Dicken und billigte ihm die Unterstützung zu. So erhält er jetzt also für seine Dicke Arbeitslosenunterstützung. Warum läßt man den Mann nicht hungern, bis er wieder abnimmt?

Neuartige Wolkenkratzer.

Das gewaltige Erdbeben in dem schönen, aber vom Unglück verfolgten Lande Japan, dem viele Millionen blühender Menschenleben zum Opfer fielen, datiert aus der jüngsten Vergangenheit. Seit dieser Zeit ist man in der ganzen Welt bemüht, dem Schrecken des Erdbebens endlich Einhalt zu gebieten; in der Erde werden die vulkanischen Stoffe ermittelt, auf der Erdoberfläche Häuser aus Stahl und Eisen gebaut. Nun kommt uns die Nachricht von einem neuen Projekt eines hilfesuchenden japanischen Architekten.

Die Großstadt Tokio besitzt Wolkenkratzer nach amerikanischem Muster. Der Erfinder verlegt nun die Theorie des babylonischen Turmes in eine ganz entgegengesetzte Richtung. Dem Streben der modernen Baukunst setzt er in der aufsteigenden Höhe ein Ende, holt es aus den Wolken und verpflanzt es ins Erdinnere. Wolkenkratzer nach unten heißt die neue Erfindung, den Kugelhäusern, den bewegbaren Bauten ebenbürtig. Alles Neue hat seine Bedenken, seine guten und schlechten Seiten. Im unterirdischen, zehnstöckigen Hause herrscht nie zu kühle oder zu warme Luft. Im Sommer, bei unerträglicher Hitze ist es Zuflucht, bei Frösten kann es meisterlich geheizt werden. Aber die Hauptsache: oben kann es blitzen, donnern, regnen, können neue, gewaltige Erdbeben die Wolkenkratzer nach oben wie Kartenhäuser fällen, der Wolkenkratzer nach unten wird in seineu Fundament fest verankert, das Beispiel „tiefster“ Widerstandskraft bieten. Warten wir das nächste Erdbeben ab . . .

Wie man Krokodile angelt.

Ein französischer Tierfänger, der sich im Auftrage des Pariser Zoo nach Afrika begeben hat, ist auf die Idee verfallen, Krokodile mit der Angel zu fangen. Natürlich mit einer ganz besonderen Angel, deren Schnur aus dickem Drahtseil besteht und essen Haken einer Segeljacht als Anker dienen könnte. Als Köder verwendete der erfindungsreiche Mann faulendes Fleisch, dessen Duft denn auch zur Nachtzeit die riesigen Reptile so lockte, daß einige von ihnen anbissen und jämmerlich hängen blieben. Mehrere Tiere schluckten den ganzen Haken mit dem Köder hinunter und verendeten dann an den Verletzungen, die ihnen das scharfe Eisen im Magen beibrachte. Wie man sieht, kommt die Humanität bei dieser Art des Tierfanges stark zu kurz.

Ein anderes Experiment, die Krokodile mit Netzen aus Drahtseilen zu fangen, mißlang. Der Köder, ein halbverwester Gazellenkadaver, wurde an der Uferböschung niedergelegt, und das Netz wurde so ins Wasser versenkt, daß es von einem Versteck aus zugezogen werden konnte. Als das Raubtier nun den Abhang hinaufgeklettert war, um zu der leckeren Speise zu kommen, feuerten die Jäger einen Revolverschuß ab, der das Krokodil ins Wasser zurückscheuchte. Im gleichen Augenblick aber wurde das Netz zugezogen und das Krokodil sah sich eingeschlossen. Schon frohlockten die Jäger — da aber schnellte sich das Ungeheuer mit Hilfe seines Panzerschwanzes hoch aus dem Wasser und gewann, in weitem Bogen durch die Luft fliegend, die Mitte des Flusses, wohin das mörderische Netz nicht reichen konnte.

Aus aller Welt.

Mit dem Lautsprecher an der Wiege der Menschheit. Im Verlauf dieses Jahres ist wieder eine „Zentralasiatische Expedition“ des amerikanischen Museums bis in den äußersten Winkel der Wüste Gobi, bis in die Nähe des Alteigebirges vorgedrungen und hat in den Sanddünen der Mongolei außer anderen Fossilien das Skelett eines riesigen Mammuts ausgegraben. Die mit acht Automobilen in Peking aufgebrochene Reisegesellschaft stieß über Kalgan an der chinesischen Mauer in die Wüste Gobi vor, in jenes abgelegene urweltliche Hochplateau Asiens, in dem viele Forscher die Wiege der Menschheit vermuten. Der Marsch durch die Wüste, bei dem nicht weniger als 125 Kamele die notwendigen Lebensmittel, das Benzin für die Autos und andere Ausrüstungsgegenstände schleppten, war nicht ohne Gefahren für die Teilnehmer. Ein reichlich illustrierter Aufsatz über diese Expedition befindet sich in der neuesten Nummer (Nr. 47) des Illustrierten Blattes“ Frankfurt a. M. Weitere Bilderartikel sind betitelt „Der glühende Strom“, „Erfindungen, die man auf der Automobilausstellung nicht sieht“, „Neues von der internationalen Automobilausstellung in Berlin“, „Tschanzas“ (präparierte Menschenköpfe als Siegestrophäen der Indianer) von Norbert Jacques und „Das medizinische Herz von Neuyork“. Von aktuellen Bildern verdienen die Photos vom Ausbruch des Aetna besondere Erwähnung. Sie zeigen, wie der dreißig Meter hohe Lavastrom in unaufhaltsamem Vordringen die in seinem Wege liegenden Ortschaften niederwalzt. Das Heft ist von Anfang der Woche an zu haben.

Das älteste Museum der Welt. Das Städtchen Nara in Japan besitzt ein Museum, das schon im Jahre 756 errichtet wurde und wohl das älteste Museum der Welt ist. Zurzeit dient es nur rein wissenschaftlichen Zwecken. Das Museum umfaßt unter anderem eine kostbare Steinsammlung und merkwürdige Holzarten. Für Fremde ist das Museum von Nara so gut wie unzugänglich. Nur im letzten Frühjahr, als eine Kommission eine Untersuchung vornahm, wurde es einem Fremden gestattet. seinen Fuß in dieses alte, wissenschaftliche Heiligtum zu setzen.

Im Namen der Justiz. Eine nette Geschichte, die sich dieser Tage im Pariser Justizpalast zugetragen hat, weiß der „Figaro“ zu erzählen. Eine Dame hatte Grund genug, für den Richter, der sie aus einer heiklen Angelegenheit befreit hatte, sich zu bedanken. Eines schönen Vormittags erschien sie mit einem prächtigen Blumenstrauß im Zimmer des Richters und reichte ihm diesen hold errötend. Der Richter dankte höflichst für die freundliche Absicht, die Blumen könne er aber nicht annehmen. Darauf versuchte die Dame den Blumenstrauß bei dem Gerichtsschreiber loszuwerden, aber auch dieser zeigte sich nicht gewillt. Mit gemischten Empfindungen verließ die Dame nun das Zimmer. Auf dem Flur aber schien sie die Dankbarkeit wieder zu übermannen, sie kehrte zurück und legte den Blumenstrauß wortlos auf den Tisch des Richters. Ehe der Richter den Strauß der Dame zurückgeben konnte, war die Dame aus dem Zimmer. Der Diener kam und mußte die Blumen entfernen. Wie ein Objekt der Bestechung. Auf dem Flur traf der Diener einen Schwarm ausländischer Touristen und darunter eine reizende Dame. Da kam ihm ein rettender Gedanke. Er ging auf die Dame zu und überreichte ihr den Strauß mit den Worten: „Im Namen der Justiz!“

Die Riesenpastete von Denby Dale. Das englische Städtchen Denby Dale rüstet sich wieder einmal zur Bereitung einer seiner berühmt gewordenen Riesenpasteten, die etwa einmal in jedem Jahrzehnt die Aufmerksamkeit ganz Englands auf den kleinen Ort lenken. Man ist jetzt dabei, die Schüssel, die die Pastete aufnehmen soll, aus heimischem Ton zu brennen. Das Riesengefäß erhält eine Länge von fünf Metern, eine Breite von eineinhalb Metern und 45 Zentimeter Tiefe. Die Pastete selbst wird in einem eigens zu diesem Zwecke in einer alten Mühle angelegten Ziegelofen gebacken und dann, in Portionen zerteilt, an Liebhaber verkauft. Der Erlös fließt in die Kasse des Bezirkskrankenhauses. Man rechnet damit, daß etwa zehntausend Personen sich an dem Verzehren des Riesengerichts beteiligen werden. Als die letzte Denby Dale-Pastete gebacken wurde, zählte man in dem kleinen Städtchen von kaum 1500 Einwohnern nicht weniger als 60 000 Besucher, die von allen Seiten herbeigeeilt waren, um das berühmte Meisterwerk der Kochkunst wenigstens zu sehen, wenn es ihnen nicht vergönnt sein sollte, einen Teil davon zu erwischen. Beim vorletzten Male gab es übrigens eine große Enttäuschung. Aus unbekannten Gründen war die Pastete völlig mißraten. Sie wurde zu einem nahen Gehölz gefahren und dort durch ungelöschten Kalk vernichtet.

Goldgräberschicksal. Einige Burschen, die in einem Fluß in der Nähe der kalifornischen Küste badeten, übten sich im Tauchen. Einer von ihnen stieß dabei mit seinem Kopf gegen einen harten Gegenstand, der am Boden des Flußbettes lag. Mit Hilfe seiner Freunde hob er den Schatz. Es war ein Eimer, bis zum Rand mit Goldstaub gefüllt. An dem Eimer hing ein Täfelchen, auf dem der unleserlich gewordene Name eines Goldgräbers und die Jahreszahl 1808 eingraviert war. Der Eimer war mit einer Lehmschicht bedeckt, wodurch der kostbare Inhalt des Gefäßes unversehrt erhalten geblieben war. Welches Drama hatte sich hier abgespielt? Niemand weiß es. Man kann bloß Vermutungen anstellen, denn das Schicksal vieler Goldgräber endete auf romantische, oft sehr dramatische Weise. Was hatte diesen Goldsucher veranlaßt, seinen Schatz ins Wasser zu versenken? Hatte er die wertvolle Last nicht weiter schleppen können? Hatte er das Gold gestohlen und drohte ihm der Hungertod, weil ihm seine Verfolger auf den Fersen saßen? War das große Glück ihm endlich zuteil geworden? Die Schleier, die über solchen Dramen liegen, werden meist nie gelüftet.

Der Wanderzahnarzt. Der chinesische Zahnreißer, der, mit einer vorsintflutlichen Zange bewaffnet, seine Patienten auf offener Straße und mit Hilfe neugieriger Passanten von ihren Schmerzen befreit oder sie noch mehr quält als ihr kranker Zahn, hat in neuester Zeit in Amerika einen modernen Nachfolger gefunden. In den Weststaaten, wo nicht jeder Ort seinen Zahnkünstler besitzt, haben nämlich verschiedene Zahnärzte die Genehmigung erhalten, ihre Praxis als Wandergewerbe zu betreiben. Der neue Wanderzahnarzt zieht im Kraftwagen von Ort zu Ort. Hinter dem Führersitz befindet sich ein Raum, der als Arbeitszimmer dient und alle neuzeitlichen Einrichtungen zur Zahnbehandlung besitzt. Der rückwärtige Teil des Wagens dient als Warteraum, dem von den bequemen Sesseln bis zu den neuesten Zeitschriften nichts fehlt. Die nötige elektrische Kraft zu Bedienung der Apparate liefert der Motor. Beim Eintreffen in einem Dorf läßt der Wanderzahnarzt seine Ankunft öffentlich bekannt geben. Außerdem ist er auch bereit, jeden, der seine Dienste in Anspruch nimmt, mitten auf der Landstraße von seinem Leiden zu befreien.

Eine zartfühlende Witwe. Die Witwe Pompee, die in der Dordone in Frankreich eine Tapeziererwerkstätte betreibt, ließ dieser Tage in dem Lokalblättchen ihres Wohnortes ein Inserat erscheinen, in dem sie ihren Kunden mitteilte, der Tod ihres Mannes habe eine solche Verringerung ihrer Ausgaben verursacht, daß sie von nun an Matratzen zu einem Preis liefern könnte, der weit niedriger sei als derjenige, den die Konkurrenz verlange.

Fröhliche Ecke.

Ausreden lassen. „Schönen Gruß von meinem Vater, er möchte gerne die Rechnung bezahlen —“ — „Das ist nett, mein Junge!“ — „— aber — er kann nicht, weil er kein Geld hat.“

„Der kleine Schlauberger“! Fritzchen zum Angler, ihm zwei Fliegen gebend: „Da haben Sie zwei Fliegen, fangen Sie mir ein paar hübsche Forellchen!“

Ein Vorsichtiger. „Können Sie Auto fahren?“ — „Nee, dann passen Sie mal 'n paar Minuten auf meinen Wagen auf.“